

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 6

Artikel: Des Vaters Ehre : Novelle
Autor: Clausen, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frühling.

Der Frühling ist da —
 Ich hab' ihn geseh'n —
 Er ist über die Mauer gesprungen!
 Er trug ein rotes Röslein am Hut
 Und hat ein Liedchen gesungen.

Du zagendes Herz —
 Was zauderst du?
 frisch auf, und laß' ihn herein!
 Der blaue lachende Frühlingstag
 Bringt Glück und Sonnenschein!

Und du, mein Lieb!
 Mach' dich bereit,
 Um zu fangen den neckischen Jungen:
 Denn der Frühling ist da,
 Ich hab' ihn geseh'n —
 Er ist über die Mauer gesprungen!

Gottfr. Feuz.

Des Vaters Ehre.

Novelle von Ernst Clausen.

Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!"

Frau Trabert stand da, in der einen Hand den Staubbesen, in der anderen das Staubtuch haltend. Sie stand da wie die Göttin der Ordnung, der Sittsamkeit und des Maßhaltens, sie die stattliche Haushälterin eines Wittwers, die da wachen mußte über zwei unverständige Mannsbilder von 45 und von 10 Jahren!

„Was ist denn nun wieder los, Frau Trabert?"

„Sehen Sie bloß unsern Gebhardt!" Der Staubbesen reckte sich als drohender Zeigefinger nach dem Fenster aus!

„Ja, zum Donner, was treibt er denn?" Hauptmann Tomasiusz stand auf und trat ans Fenster.

„Herr Hauptmann, da hängt der Junge oben in der Birke. Kein vernünftiger Christenmensch klettert bei dem Wetter auf einen Baum!"

Richtig, dort stand der Schlingel in der höchsten Wipfelgabel mit einem Fuß, der andere pendelte in der Luft; der linke Arm war um einen Ast gehakt, und in der rechten Hand schwenkte er seine Matrosenmütze. Der Nordwestwind drückte von der weiten Heide herein und riß die blattlosen Baumkronen hin und her. Eine hohe Birke im Sturm! Da ist alles so biegsam und schlank, das wiegt und wogt im Winddruck und drückt sich und schwankt zurück, als lache der ganze Baum mit Spott und Hohn dem Sturm entgegen.

„So ein verteufelter Schlingel! Donnerwetter, das sieht ja ganz gefährlich aus! Da muß man doch —“

Hauptmann Tomasius faßte nach dem Fensterriegel. Doch dann ließ er die Hand wieder sinken; er sah dort seinen einzigen Jungen zwischen Himmel und Erde, er hatte Angst um ihn, aber, wie gesagt, er öffnete das Fenster nicht. Nein, er wandte den Kopf zurück zu seiner dicken Haushälterin. Ordentlich stolz sah er aus. „Frau Trabert, man soll Nachtwandler und Kletterer nicht stören. Kam er hinauf, so kann er sich auch halten. Lassen wir ihn.“

„Herr Hauptmann, das ist Frevel!“

„Frau Trabert, wenn Gebhardt auf See geht, muß er auch hinauf bis in die höchsten Mastspitzen! Schneid muß ein Junge haben! So einer fällt nicht!“ Er warf doch einen besorgten Blick durchs Fenster. „Die Birke hält schon. Die hat's schon hundert Jahre schneidig ausgehalten. Birkenholz ist zäh, sehr zäh — es ist gut so!“

„Na, Herr Hauptmann, ich mengelir' mich da nicht hinein! Was zu toll ist, bleibt zu toll. Gestern hat der Jung' in die Bodenluke gefressen und mit die Beine herausgebammelt. Ganz schlecht ist mir geworden!“

„Frau Trabert, Sie sind ein Frauenzimmer, und Frauenzimmer denken, das bißchen Leben sei die Hauptsache in der Welt. Das ist alles Unsinn! Helden brauchen wir, Helden müssen wir haben.“ Er sah dabei das Bild des alten Blücher an und dann das Andreas Hofers, die gerade gegenüber in Eichenrahmen an der Wand hingen.

„Das versteh' ich ja nun nicht, Herr Hauptmann, aber was nützt mich 'nen toten Helden, oder eine mit gebrochene Knochens! Damit kann man nichts anfangen!“

„Ein Frauenzimmer nicht, das stimmt, Frau Trabert, aber mein Junge muß das lernen beizeiten! Lassen Sie mir meinen Gebhardt in Frieden!“

„Na denn man zu, Herr Hauptmann. Das ist beinahe Mord; ich wasch' meine Hände in Unschuld!“

Frau Trabert zog die Schultern in die Höhe und ging zur Tür hinaus.

Sobald sie verschwunden war, wandte sich Hauptmann Tomasius langsam, fast zögernd wieder dem Fenster zu. Er hatte Herzklopfen, Angst um seinen Jungen; er folgte mit den Blicken den großen elastischen Schwingungen der Birkenkrone; ja, er mußte die Zähne zusammenbeißen, um ruhig zu bleiben. Vorsichtig, geräuschlos öffnete er das Fenster und klopfte den Pfeifenkopf aus, als ob ihn die Birke nichts anginge.

„Vater, guck' mal!“ schrie es von oben.

„Sieh' einer, Junge, fein da oben was?“

„Bannig fein, Vater! Suchhe!“ Der Junge schwang die Mütze gegen den Wind. „Du, Vater, ich glaub', der Sturm wird noch toller!“

„Halt Dich man ordentlich fest, Gebhardt! Ich glaub's nicht! Der Barometer ist gestiegen, und dann wollte ich Dir nur sagen, es sind neue Bücher gekommen aus Berlin. Die mußt Du Dir nachher mal ansehen!“

„Ja, Vater, bloß noch ein büschen schaukeln!“

Der Hauptmann schloß das Fenster. Er ging an den Rauchtisch, um die Pfeife zu stopfen; er tat es besonders langsam, nur um nicht aus dem Fenster sehen zu müssen. Als er dann schließlich wieder an den Schreibtisch trat, sah er mit halbem Auge, wie Gebhardt an dem unteren rauhen Stammende zur Erde herunterrutschte. Der Junge sah noch einmal hinauf nach dem Wipfel, schien sehr befriedigt zu sein, zog die herausgerutschten Hosenbeine hinunter und kam ein paar Augenblicke später zur Tür herein mit roten Backen und einem Loch in der Hose, mit blitzenden blauen Augen und fürchterlich schmutzigen Händen, die er allerdings an der Jacke abwischte, ehe er an das Paket Bücher trat.

So, da bist Du ja, Geb'!“

Tomasius war nahe daran, seinen Jungen in die Arme zu nehmen, aber ein Junge darf nicht sentimental erzogen werden! Deshalb strich er ihm nur die windzerzausten blonden Haare aus der Stirn.

„Feine Bilder von deutschen Kriegshelden, sieh Dir mal die Illustrationen an!“ Damit drehte der Hauptmann sich wieder mit dem Stuhl vor den Schreibtisch und setzte seine Arbeit fort.

„Du, Vater!“

„Ja, Geb'!“

„Das Bild von den Schill'schen Offizieren gefällt mir. Wie der eine so die Uniform aufreißt! Ich glaube, er kommandiert selbst Feuer!“

„Ja, das waren noch Männer!“

„Fein! Sterben mußten sie doch. Die Franzosen hatten sie ja gefangen!“

„Ganz recht! Weißt Du, Geb', das Leben hingeben, das ist noch gar nichts! Aber wie man es hergibt, darin liegt's, und ob man es einsetzt für eine gute Sache!“

Der Junge schien eine Weile nachdenken zu müssen, ehe er dann fragte:

„Vater, was ist denn nun eigentlich eine gute Sache?“

Tomasius suchte einige Augenblicke nach einer Antwort, die für ein zehnjähriges Kindergehirn faßbar wäre.

„Ja, Geb', das ist nun nicht so leicht zu erklären. Wenn ein Mensch in Gefahr ist, zum Beispiel im Wasser, dann hinterher und das eigene Leben eingesetzt! Überhaupt, das muß einer hier fühlen, weißt Du, so inwendig im Herzen. Ein richtiger Mann weiß das schon! Das braucht uns kein Schulmeister zu sagen!“

Gebhardt blätterte weiter; er kannte alle die Geschichten zu den Bildern.

„Du, Vater die alten Deutschen, die waren auch so! Der Tronje Hagen, der ist sonst man ecklich, ich mag ihn nicht leiden, aber er weiß ganz genau, daß sie alle sterben müssen, er auch, die Rheintöchter haben's ihm ja gesagt; aber er geht doch an König Efels Hof!“

Hauptmann Tomasius lehnte sich im Stuhl zurück und sah sein Kind mit leuchtenden Augen an.

„Ja, Geb', das ist deutsch! Wissen, daß man wahrscheinlich sterben wird, und doch hingehen und im Kampf ringen und anständig aus der Welt gehen!“

Der Junge nickte mit dem Kopfe. Sein Vater beugte sich wieder vor und schrieb emsig weiter an seinen „Helden der Wissenschaft“. Das war sein neuestes Studium. Mit vielen anderen Helden war er schon durch, die lagen fein gebunden in den Buchläden vor Weihnachten, für die deutsche Jugend bearbeitet von Tomas Gebhardt. Er schrieb und schrieb und bemerkte gar nicht, daß Gebhardt hinausging. Dichte Rauchwolken entstiegen der emsig brennenden Tabakspfeife, und der blaue Tabakrauch lag in Horizontalschichten um des Hauptmanns grauen, über das Papier gebeugten Kopf.

„Was wollen Sie, Frau Trabert,“ fragte er ungeduldig, ohne die Eintretende anzusehen.

„Ein Herr ist da! Ein alter Bekannter, sagt er. Den Namen wollte er nicht nennen.“

Ein verlegener, ja beinahe zurückweisender, menschenfeindlicher Ausdruck erschien auf Tomasius' sonst so freundlichem Gesicht; er mochte keine alten Bekanten sehen. Was wollte so einer von ihm?“

„Haben Sie gesagt, daß ich zu Hause sei?“

„Ja, Herr Hauptmann!“

„Na, dann meinetwegen; ich lasse bitten!“

Er erhob sich, den Blick gespannt, beinahe scheu nach der Tür richtend, in die ein Mann trat, dem man sehr leicht den Offizier ansah: aufgedrehter Schnurrbart, kurzer Haarschnitt, stramme Haltung in einem Anzug, der jene gewisse Vorliebe für Schluß zeigte, die von solchen, die Offiziere gewesen sind, selten ganz abgelegt wird.

„Na, Tomasius, Du kennst mich wohl gar nicht mehr? Hier ist ja ein netter Qualm, beinahe so toll wie damals, als wir noch Wand an Wand in der Kaserne wohnten!“

Der Hauptmann mußte sich besinnen, aber dann rief er:

„Hol' mich der Teufel, Wulff — Wulff Wendhausen?!“

„Ja, der bin ich, mein Alter!“

Die Männer schüttelten einander die Hände, ohne daß aus des Hauptmanns Gesicht und Wesen eine gewisse Befangenheit gewichen wäre, die den Durchbruch der vollen Herzlichkeit zu verhindern schien.

„Also hier steckst Du, Tomas, oder wie Du Dich pseudonym nennst, Tomas Gebhardt! Der reine Wald- oder vielmehr Haidenmensch bist Du ja geworden!“

Major Wendhausen setzte sich in eine Sofaecke. Tomasius bot ihm Zigarren an.

„Danke sehr, ich bin so frei! Ganz verkrochen also hier in diesen Erdwinkel zwischen Haide, Büchern und Tabakspfeifen. Na, vielleicht hast Du den bessern Teil erwählt. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin; es ist nicht nur alte Kameradschaft, die mich hierher führt, nein, ich komme auch wegen einer anderen, geschäftlichen Angelegenheit!“

„Ah —“ machte der Hauptmann, indem er aufstand, um Streichhölzer und Aschbecher herbeizuholen, wobei wieder der gespannte Ausdruck in seine Züge trat, „geschäftlich, wieso? Du bist auch nicht mehr in Dienst?“

„Gott bewahre, als Major umgekippt.“

„Blauer Brief?“

„Ja, unzweideutiges Versagen der Befähigung. Ein Material wie uns kann man in langen Friedenszeiten nicht mehr gebrauchen. Wer weiß, vorm Feinde, — na, Schwamm drüber —! Ich habe dann eine Stellung angenommen, bei Remmlers Verlag, als Beirat für kriegswissenschaftliche Werke und was sonst ins Fach schlägt!“

Des Hauptmanns Gesicht nahm nach dieser Mitteilung wieder den gewohnten Ausdruck gutmütiger Behaglichkeit an.

„So so — das freut mich, einmal jemand aus Remmlers Verlag zu sprechen, das heißt, hauptsächlich freue ich mich, Dich alten Schweden wieder zu sehen!“

Er reichte dem Kameraden nochmals die Hand. Seit zehn Jahren hatte er mit keinem der alten Freunde gesprochen.

Der Verlag — so erzählte Wendhausen — mache gute Geschäfte mit Tomas Gebhardts Jugendschriften und wolle nun ein neues Sammelwerk herausgeben, das der Hauptmann zusammenstellen solle. Nach Erledigung des Geschäftlichen fragte der Major:

„War das Dein Junge, der kleine blonde Bengel, den ich an der Brücke traf und der mich hierher wies? Er saß auf dem Geländer und stocherte mit einer Bohnenstange im Wasser herum. Auf meine Frage, was er da mache, antwortete er, er wollte nur sehen, ob das Wasser noch stiege, vielleicht gäbe es eine Überschwemmung. Der kleine Kerl scheint Vorliebe für Katastrophen zu haben!“

„Das wird mein Gebhardt gewesen sein!“

„Netter, frischer, kleiner Kerl! Sag' mal, Deine Frau —!“

„Tot seit neun Jahren!“ Tomasius wandte den Blick zu einer großen Photographie seiner verstorbenen Frau.

„Bardon, ich saß ja schon an der französischen Grenze, als Du an der polnischen Grenze den Abschied nimmst. Man framt alles durcheinander, wenn man so weit auf lange Zeit getrennt lebt!“

Die beiden Männer vertieften sich in Erinnerungen aus ihren Jugendjahren.

*

„Na, Junge, was willst Du werden,“ fragte Wendhausen, als Gebhardt nach dem Mittagessen ihm und dem Vater die Hand gab.

„Seemann!“ antwortete das Kind mit blühenden Augen.

„Recht so, Junge, auf die deutsche Marine!“

„Nein, da gibt's keine Segelschiffe. Dampfschiffe sind man langweilig!“

„Oha, aber so 'n Marineleutnant, der sieht doch fein aus!“

„Darauf kommt nichts an,“ meinte Gebhardt altflug, „der Vater sagt, das Herz ist die Hauptsache!“

Der Major Wendhausen gab dem Jungen lachend einen Schlag auf die Schulter. „Gut gebrüllt, Löwe! Behalt's Dein Leben lang im Gedächtnis!“

Gebhardt ging hinaus.

„Ein Staatsbengel, Tomasius, Dein Junge!“

„Ist er auch! Ich wollte, ich hätte ein halbes Dutzend davon. Schneid — sage ich Dir, Schneid wie ein Wilber! In der Schule — na, das ist so so — aber sonst — die Lehrer haben ihn alle gern. Lügen und so 'was ist nicht. Treu und ehrlich wie Gold!“

„Und diesen einzigen willst Du auf See geben?“

„Warum nicht? Man kann den Jungen doch nicht in Watte wickeln?“

Der Hauptmann hatte einen etwas roten Kopf bekommen. Beim Plaudern und Erzählen hatten die beiden alten Regimentskameraden zwei Flaschen Rüdesheimer geleert. Wenn Tomasius so sprach, klang daraus etwas von künstlicher Rauheit und Verbtheit, als verschanzte sich sein eigenes weiches Selbst dahinter.

„Ach was,“ fuhr er fort, „gefährlich ist's natürlich — aber einmal muß jeder dran glauben. Ich hoffe aber, ich werde noch Freude erleben an dem Bengel!“

Frau Trabert brachte den Kaffee herein. Jeder der Herren wählte einen bequemen Lehnstuhl. Sie verfielen in die wenig redselige Stimmung, die sich nach dem Essen bei einer guten Zigarre einzustellen pflegt.

Wendhausen musterte das Zimmer. Es war im ganzen einfach eingerichtet, nur die Wände von Meterhöhe über dem Fußboden bis hinauf zur weißgetünchten Decke waren mit Kupfer- und Stahlstichen gleichsam tapeziert. Blücher, York, Gneisenau, Scharnhorst, Moltke, Bismarck, Kaiser-

bilder, dazwischen der junge Siegfried und der grimme Hagen, die Generale des Alten Fritz, Schlachtenbilder, Martin Luther und Johannes Hus.

„So 'ne Art patriotischer Heldengalerie hier bei Dir, Tomasius!“

„Stimmt, Wendhausen! Ich lege Wert auf gute Gesellschaft. Wenn die dort nicht gewesen wären, dann — na — es wäre eben nicht so weit gekommen mit Deutschland.“

Die Dämmerung des Nachmittags kam grau zwischen den Fenstervorhängen hereingeschlichen. Die Zigarren glimmten.

„Sag' mal, Tomasius,“ begann der Major nach einer Weile, „wie kam es denn eigentlich, daß Du so früh den Abschied nimmst?“ Du konntest Dich doch versehen lassen!“

Der Hauptmann drückte den Kopf tiefer in das Polster seines Lehnstuhls zurück.

„Ja, es ging rasch damals. Aber laß die unglückselige Geschichte ruhn!“

„Wieso? — ach ja, ich verstehe, Deine Frau ist bald gestorben — verzeih, wenn ich daran rührte! Gersing sagte mir, Du hättest es Deiner Frau wegen, das heißt, ihrer zarten Gesundheit halber getan, die das Klima in Ostpreußen nicht vertrug.“

„So — sagte Gersing das? Gersing ist immer ein anständiger Kerl gewesen!“

„Ist er auch! Nun haben sie ihn in China totgeschossen!“

„Kann zufrieden sein!“ meinte Tomasius lakonisch.

„Na, Thomas, das ist nun so! Man lebt doch noch ganz gern. Aber, mich wundert nur, daß Du Dich gleich hierher setztest, wo sich Füchse und Wölfe Gute Nacht sagen. Das war in Deinen Jahren doch sonderbar! Bis zu dem elenden Nest Tottersen ist's ja wohl eine halbe Stunde Fußmarsch!“

„Vielleicht war mir die Einöde mehr wert, als Du Dir denken kannst. Das alte Haus, eine frühere Pächterwohnung, stand leer. Je weniger Menschen, desto besser!“

Wendhausen sah erstaunt auf. Sein Freund saß etwas zusammengesunken mit tief auf die Brust gesenktem Kopfe da; nun sah man erst, wie grau sein volles Haar schon war.

Leise fragte er dann: „Also, Du weißt nichts, Wendhausen?“

„Was meinst Du?“

„Weshalb ich den Abschied nahm?“

„Nun ja, ich denke, Deiner Frau wegen!“

„Das stimmt ja — Gersing war ein anständiger Kerl. Seit zehn Jahren habe ich mit keinem Menschen davon gesprochen. Schlichter Abschied — das sagt genug!“

„Davon — allerdings davon wußte ich nichts!“ meinte Wendhausen erstaunt und verlegen, „na, unsereins weiß ja, wie das oft zugeht. Bei uns

Offizieren schneidet das Ehrengericht manchmal allzufinein Häckerling. Übrigens, wenn es Dir wehtut, laß die Sachen ruhen. Für mich bleibst Du der alte Thomas! Wenn man früher am zwanzigsten jeden Monats die letzten Nickel aus dem Geldbeutel zog, um gemeinschaftliche Kasse zu machen, und sich mit Kommissbrot und Kantinenwurst durchfütterte, dann hält das vor für's ganze Leben. Magen und Herz sitzen dicht bei einander, wenigstens beim Soldaten!"

Tomasius lächelte wehmütig und sagte zur Tür gewendet: „Nein, Frau Trabert, wir brauchen noch keine Lampe. Dämmerung und alte dunkle Geschichten passen gut zu einander. — Ich will's Dir erzählen, Wendhausen, schon damit einer da ist, der es meinem Jungen richtig erzählen kann, wenn ich früher abmarschieren sollte zur Großen Armee. Vielleicht nimmt es Petrus nicht so genau mit dem schlichten Abschied! Du hast ja meine Frau gekannt. Wir waren wohl verlobt, als Du damals verfehrt wurdest. Mensch, haben wir uns lieb gehabt, meine Frau und ich! Das erste Kind, ein Mädchen, starb uns bald. Du kannst Dir denken, wie froh wir den da erwarteten —“ er machte eine Handbewegung nach dem Nebenzimmer, aus dem Gebhardts frische Jungenstimme erschallte:

„Juchheirassasa, die Preußen sind da,
Die Preußen sind lustig, sie rufen hurra!“

Die beiden Herren horchten eine Weile den Klängen des Blücherliedes, dann fuhr der Hauptmann Tomasius fort:

„Einzelheiten tun nichts zur Sache. Kannst Du Dich noch auf Behrmeister besinnen?“

„Warte mal — richtig! Ekelhafter Schwächer, was wir so Revolver-schnauze nennen!“

„Ja, der hatte etwas von Elli gesagt — was mir zu Ohren kam — das heißt, nicht zufällig, Gersing mußte es mir sagen. Es war alles klipp und klar. Das Duell sollte am anderen Tage sein. An einem solchen Tage vor einem Zweikampf mit ziemlich scharfen Bestimmungen hat man natürlich allerhand dumme Gedanken. Es kommen gewissermaßen alle Werte an die Oberfläche, die das Leben geschaffen hat. Aus allen Ecken und Winkeln kommen solche Werte gekrochen, große und kleine, auch manche, die man erst erkennt, wenn man sich fertig macht zum Abmarsch! Es ist nicht nur der gemeine Selbsterhaltungstrieb, wie wir es nennen, der anfängt zu rumoren. Mit dem wird man bald fertig. Aber wenn man eine Frau hat, die noch dazu sehr zart ist und die sich auf das Kleine freut, und wenn man ganz genau weiß, wie es werden würde, falls einem etwas Menschliches zustieße, wenn man so sieht, daß nicht nur das eigene Sein in Frage steht, sondern auch das von Mutter und Kind — na — Du verstehst es vielleicht, wenn Du auch Junggeselle geblieben bist. Solche Dinge ziehen nicht in einen hohlen Baum,

die spürt man im Mark. Im Krieg — ja, man weiß das heutzutage, weshalb — aber so, weil ein Halunke, noch dazu in der Weinlaune, den Ruf einer anständigen, ehrenhaften Frau antastet — na — lassen wir das!”

Des Hauptmanns Oberkörper schien immer tiefer zusammenzusinken. Der Nordwestwind heulte hohl in den alten Apfelbäumen im Garten. Wendhausen mochte nichts sagen; er fühlte, daß jedes Wort an dieser Stelle nur Schall und Klang sein würde.

„Ja, wie gesagt“, fuhr Hauptmann Tomasius fort, „als ich auf das Couvert, das meine letzten Bestimmungen enthielt, die Worte schreiben wollte: „Von meiner Frau nach meinem Tode zu öffnen“, da kommt das Dienstmädchen hereingestürzt: meine Frau sei sehr elend, ich solle kommen. Sie saß halb aufrecht, mit Herzkrämpfen ringend, im Bett. Sprechen konnte sie nicht, aber ihre Augen, diese Augen, die Angst darin, der Jammer! So etwas vergißt keiner. Ich nahm sie in die Arme, bis der Anfall vorüber war. Ich ahne nicht, wie sie von dem Zweikampf erfahren hatte. Man weiß ja, in einer kleinen Garnison — es gibt immer Menschenbeglückter, auch anonyme. Ob es wahr sei? Ich konnte nicht lügen. Du kannst Dir denken, was nun folgte. Sie flehte, nein, sie kämpfte, sie forderte für sich und für das Kind. Ich sage Dir, da wird einer weich und mürbe. So eine Frau, die für ihr Liebste fleht, ist unüberwindlich, sie reißt alles herunter von der Seele, Mannezhre und Manneswillen, das wird alles zu nichts gegen ihr Fordern, gegen ihre Liebe, gegen das werdende Leben. Möglich ist, daß andere Männer härter sind — ich war dem nicht gewachsen!”

Tomasius stand auf und ging mit großen Schritten durch's Zimmer. Dann blieb er am Fenster stehen und kreuzte die Arme über die tief atmende Brust. Seine Stimme klang heiser:

„Ich — ich gab ihr mein Wort! — Das übrige ging den bekannten Gang. Ich habe mich nicht geschlagen, war als Offizier nicht mehr möglich — mußte gehen — mit schlichtem Abschied. Es muß ja so sein. Dann fand ich dies Haus in der Heide. Darin froh ich unter mit meiner Frau! Es war für mich als Mann die schwerste, als Mensch und Gatte die beste Zeit meines Lebens. Was die Frau tat, um mir ihren Dank zu zeigen, wie sie mich in ihre Liebe einhüllte, in eine Welt für sich, in die kein Laut von außen, kein Ton der Vergangenheit drang, das ist mehr, als man erzählen kann. Gott habe sie selig! Sie konnte den Jungen, den Gebhardt, nur ein Jahr haben, dann starb sie. Dieses Jahr, vielleicht auch das Kind hatte ich erkauft mit meiner äußeren Ehre — und wahrlich — es war den Kaufpreis wert gewesen.

Als sie tot war, kam eine böse Zeit. Ich vermied jeden Menschen, ich schämte mich; fast jeder konnte wissen, daß ich mich feig benommen hätte, so klar und deutlich mein Gewissen mich doch freisprach.

Wir haben keine Mittel, die Beweggründe unseres Handelns frei, deutlich lesbar hinzustellen, wir haben nur Taten, und die Menschheit richtet nach Taten. Ich grübelte Tag und Nacht! Ich beschloß, jenen Behrlmeister zu suchen und die Sache jetzt ins reine zu bringen. Man wußte nichts mehr von ihm, er sei ins Ausland gegangen. Schäl und leer starrte mich die Zukunft an; ich konnte mich zu keiner Arbeit entschließen. Hatte ich mich nicht doch selbst belogen? War's nicht der gemeine Selbsterhaltungstrieb gewesen, der dem Flehen meiner Frau auf halbem Wege entgegen kam? Ich sezerte meine eigene Seele. Ich glaubte mich zu erinnern, daß eine Stimme damals in mir gerufen hätte, ob es nicht doch am Ende besser sei, zu leben, als sich totschießen zu lassen.

Nun weißt Du, weshalb ich mich hier verkroch. Tagelang bin ich in der weiten Heide umhergeirrt. Ich habe bei schweren Gewittern mich auf der flachen Heide unter einzelne Kiefern gesetzt und gewartet. Wird's Dich treffen? Ich habe gebetet um eine Gelegenheit, zu beweisen, daß ich ein Mann sei, der keine Furcht kennt. Einmal brannte es in Totterßen. Vielleicht gab es ein Menschenleben zu retten! Natürlich nicht! War ich unzurechnungsfähig? Ich stürzte in einen brennenden Schuppen und — rettete ein blökendes Kalb! Das nennt man Ironie! Die Leute halten mich seitdem für hier oben nicht richtig! Den „dollen“ Hauptmann nennen sie mich!“

Tomasius wandte das Gesicht dem Freunde zu. Tiefe Furchen durchzogen dasselbe; er schien so um zehn Jahr älter als vorher! „Armer Kerl“, sagte Major Wendhausen erschüttert, „und doch bist Du wieder glücklich geworden!“

„Ja, wie man es nimmt! Das Beste dabei tut der Junge, und noch einer half ihm dabei. Ein Zufall warf mir Carlyles „Heldenverehrung“ auf den Schreibtisch. Das Buch hat mich gesund gemacht. Seine Anbetung der Tapferkeit hat mich gesund gemacht. Das riß mich heraus. Vielleicht ist's auch nur ein Wahn, Einerlei, seitdem begann ich die Schreibtischarbeit. Ich suchte Helden und fand sie, und der Junge, Gebhardt, sollte nichts Höheres kennen, als Heldenverehrung. Ich sage Dir, mir klopft das Herz oft, wenn ich sehe, wie der Junge seine gesunden Knochen und mehr daran setzt, im Spiele nur, und doch reißt's mich zusammen. Ein Mann soll er werden, der das Leben richtig einschätzt, der da weiß, daß das Leben ein Gut ist, dessen Wert nicht von der Dauer des Besizes abhängt, wenigstens nur ausnahmsweise. Und nun genug davon, Wendhausen! Ich habe vielleicht zu viel von der traurigen Affaire gesprochen. Aber es hat mir gut getan, einem Freunde zu beichten. Ich danke Dir!“ Hauptmann Tomasius schritt zur Tür, hochaufgerichtet, fest, ruhig, und bat Frau Trabert, die Lampe zu bringen.

Der Major saß eine Weile stumm da. War sein alter Kamerad noch

ganz normal? Vielleicht doch nur ein Sonderling, der sich hier ohne Widerspruch eingesponnen und zurecht gelebt hatte mit seiner verletzten Ehre und mit den Bildern dort an den Wänden?

Dann verabschiedete sich der Major von dem alten Freunde mit herzlichen Worten.

Hauptmann Tomasius ging am folgenden Tage langsam der Brücke zu, die halbwegs zwischen seinem Hause und dem Orte Totterßen den Sülzbach überquert.

Am Holzgeländer stand er eine Weile und schaute in das kristallklare Wasser hinab, das lustig über blau und weiße Feuersteinkiesel plätscherte. Auf gestautem Reifig mitten im Bach saß eine Wasserramsel mit kreisrundem, schneeweißem Brustfleck und pfiff ihr fideles Lied, wie sie es den ganzen Winter getan hatte; nur klang es heute heller, frischer. Die Lerchen hatten erstes Jahrespreissingen ohne Konkurrenz zwischen dem Himmel und der dampfenden, zum Treiben sich dehnenen Erde.

Der Hauptmann nickte still lächelnd mit dem grauen Kopfe. Es war doch schön, wenn der Frühling mit Spitze, Seitenpatrouillen und Vortrupp heranmarschierte, auch für einen Hauptmann mit schlichtem Abschied. Ihm war warm geworden an diesem unnatürlich milden Märztag. Er wartete auf Gebhardt, der aus der Schule kommen mußte.

Über dem nächsten Haidehügel spielte und blinkte der goldene Wetterhahn vom Kirchturm im Sonnenlicht. Von dorthier sah er seinen Jungen fast alltäglich kommen; zuerst den Kopf mit der in den Nacken geschobenen Matrosenmütze, dann das frische Gesicht wie Milch und Blut, und schließlich allmählich wachsend die schlanke Knabengestalt, bis die flinken Beine im Sturmloch hügelab herankamen.

Merkwürdig, der Sturmloch fehlte heute ganz und gar! Im Gegenteil dem Vater schien es, als würden die Schritte der kleinen Beine immer kürzer und kürzer. Was war mit dem Kinde? Die Mütze saß auch nicht im Nacken, und kein frech sich bäumender Haarschopf quoll unter dem Mühenrand hervor in die Stirn. Nein, die Mütze saß ganz korrekt und war traurig nach vorn übergeschippt.

„He, Geb', was ist denn? Schlechte Geschäfte gemacht in der Schule? Sieh' Dir 'mal die feine Forelle dort links an!“

Der Junge schüttelte den Kopf und sah gar nicht hin. Nun bemerkte der Hauptmann eine dick aufgelaufene Beule über Geb's rechtem Auge. Sein Anzug war sehr schmutzig, an der Jacke fehlten zwei Knöpfe und ein dritter hing traurig und lebensmüde nur noch an einem Faden herunter. Das war an sich nichts Ungewöhnliches und Auffallendes, nur Frau Trabert pflegte ob solcher Greuel die dicken Hände zu ringen.

„Hast Dich wieder wacker geprügelt?“

Nur stummes Kopfnicken als Antwort. Tomasiuß saßte unter das trozig zuckende Kinn und hob das Kindergesicht hoch.

„Gebhardt, was soll denn das? Mach doch keine Geschichten!“

Aber die Lider hoben sich nicht von den blauen Augen.

„Junge, was ist geschehen? „Ne Tracht Prügel in der Schule? Kann ja vorkommen, Du kennst mich doch! War's 'ne Dummheit oder gar was Schlechtes, dann heraus mit der Sprache! Das muß ausgefressen werden!“

Der blonde Kopf bewegte sich verneinend, und die Augen irrten scheu am Blick des Vaters vorbei.

„Reilerei mit anderen Jungens? Haben sie Dich verhauen? Schadet nichts! Gibst es das nächste Mal mit Zinsen zurück!“

Endlich brach ein Tränenstrom aus Gebhardt's Augen; er schluchzte, als müßte der ganze kleine Körper alles hergeben in Schmerz und Verzweiflung.

„Na — na — na, Geb'“, beruhigte Tomasiuß und klopfte ihm auf die Schulter, „immer los, heul' Dich aus!“

Das war sonst Gebhardt's Art nicht, zu weinen. Ärger, Wut war es nicht allein.

Der Hauptmann schritt stumm neben seinem Sohne her, nur von Zeit zu Zeit begütigend, na, na, Geb' — saß Dich nur!“

Das Schluchzen hörte schließlich auf, aber ein verschlossener troziger Zug blieb in den Mundwinkeln zurück.

„Na, nun sag' mal, wer hat Dich verhauen?“

„Paul Wilkens!“

„So — so, der große Bengel. Sein Vater war ja wohl auch Hauptmann? Wohnt er nicht in Lemningen?“

Gebhardt nickte. Im stillen freute sich Tomasiuß. Band der freche kleine Knirps weiß Gott schon mit Tertianern an!

„Hast Du ihm denn auch was gegeben?“

Da hob der Junge zum erstenmal den Blick frei auf.

„Er hat mich so gefaßt, Vater, so übers Knie weg, und da habe ich mit den Füßen gestoßen und quatsch ins Gesicht.“

„Junge, das wird aber ein bißchen grob! Wie kam denn das?“

„Ach bloß so!“ Die Augen senkten sich wieder.

„Kannst Du mir wirklich nicht sagen, wie es kam?“

„O nichts, bloß so!“

Dabei blieb's. Zum erstenmal fühlte Hauptmann Tomasiuß, daß sein Kind nicht offen und ehrlich gegen ihn war. Das machte ihn traurig, sehr traurig. Gebhardt blieb still und verschlossen. Sein jauchzendes Kreischen schallte heute nicht durchs Haus.

Tomasiuß mußte viel an seine Frau zurückdenken und an die ersten

Wochen hier im Hause; es war damals auch so still gewesen, als hätte jeder nur mit Gespenstern Verkehr.

Weiß der Teufel, was mit dem Jungen los war! Er wollte ihn in Frieden lassen, dann würde er schon von selbst kommen. Aber Gebhardt kam nicht. Am anderen Morgen sprang er nicht zur Schule wie sonst, nein, er schlich langsam am Gartenzaun hinauf. War das Kind krank?

Mittags vor Schulschluß marschierte der Hauptmann nach Lotterßen, um mit dem Ordinarius Krummstöber zu sprechen.

Ob dem Herrn nicht auch die Veränderung im Wesen des Kindes aufgefallen wäre?

Das nicht, aber es sei ihm lieb, daß er ihn, Gebhardts Vater, sprechen könne.

Heute sei etwas vorgefallen, was doch nicht allein mit Übermut sich entschuldigen ließe.

„Ehem, wie so?“ fragte Tomasius beunruhigt.

„Ja, die Sache ist merkwürdig. In der Freiviertelstunde ist Ihr Sohn mit gezogenem Taschenmesser über Paul Wilkens hergefallen — sogar aus dem Hinterhalt. Gottlob, ist nichts passiert.“

Das traf den Hauptmann wie ein Faustschlag.

„Aus dem Hinterhalt? Unmöglich!“

„Nun ja, so wurde es uns erzählt. Wilkens ist zwar ein großer Junge, aber das geht denn doch nicht. Ältere Schüler sprangen dazwischen. Ihr Sohn soll gewesen sein wie ein — wirklich man kann es nicht anders bezeichnen, wie ein Wahnsinniger. Ich habe ihn scharf bestrafen müssen.“

„Aber was war denn die Veranlassung? Der Junge muß doch etwas gegen Paul Wilkens gehabt haben?“

Herr Krummstöber zog die Schultern in die Höhe.

„Nun ja, die Großen necken natürlich die Kleinen. Wenigstens behauptete Wilkens, nicht zu wissen, weshalb Ihr Sohn ihn überfallen hätte, und aus letzterem habe ich kein Wort herausbringen können.“

Tomasius sann eine Weile nach; es paßte alles gar nicht zu Gebhardts sonstigem Charakter. Hinterlist —

„Nun, ich werde den Jungen tüchtig ins Gebet nehmen. Wir müssen in der Sache klar sehen.“ —

Am Nachmittag geschah dies. Nichts herauszubringen.

„Gebhardt, Gebhardt!“ Der Vater begann wütend zu werden. „Wenn Du so feig bist, jemand von rückwärts mit einem Messer anzufallen — dann — dann —“ er stockte, denn das trokige Gesichtchen wurde freideweiß.

„Ich hab’ ihn nicht angefallen, das ist Lüge, ich habe mein Messer genommen und — habe gesagt — er sollte sagen, daß es nicht wahr wäre!“

„Was sollte nicht wahr sein?“

„Nun, was Paul Wilkens gesagt hat!“

„Was hat er denn gestern gesagt?“

„Ich kann's nicht sagen, Vater!“

„Geh', hast Du denn kein Vertrauen zu Deinem Vater? Sei doch ehrlich — mutig — Junge, Junge!“

„Vater, er hat gesagt —“

Wieder stockte das Kind.

„Nun?“

„Du wär'st feig?“

„Das hat der Schuft —“

Der Hauptmann brach fast zusammen; er stemmte die geballten Fäuste auf die Tischplatte, und diese begann zu vibrieren, wie jede Sehne, jeder Nerv, jede Muskel in dem grauköpfigen Mann zitterte.

„Vater!“ schrie das Kind auf in unbewußter Angst.

„Ja — ja — mein Junge — was denn? Lächerlich — natürlich — was so Jungens schwagen! Feig — so ein — ein Schafskopf!“ Er lachte, fuhr sich mit der bebenden Hand zwischen Hals und Kragen, als wäre er am Ersticken. Gebhardt fürchtete sich und wollte Frau Trabert rufen.

„Bleib', Geh', hörst Du, bleib! Ich wollte Dir — nur sagen — der Schuft — ich meine den Wilkens — er lügt!“

„Ja — Vater,“ der Kleine hob sich in den Hüften und ballte die Fäuste, „und wenn ich größer bin, dann verhaue ich ihn — ganz gewiß!“

„Vielleicht — ja, mein Junge — jetzt geh'!“

Gebhardt gehorchte; er hörte nicht den ächzenden Laut, mit dem sein Vater auf einen Stuhl sank; er hörte nicht das stöhnende Wimmern, mit dem sein Vater die Arme auf den Tisch schlug und den Kopf dazwischen drückte.

*

„Gebhardt,“ rief Hauptmann Tomasius nach einer Stunde, „mach' Dich fertig! Du mußt mit mir nach Lotterßen!“

Als Vater und Sohn aus dem Hause traten, hatte sich der Nebel in feinen Sprühregen verwandelt.

„Geh' nur voraus, Gebhardt!“

Der Junge sah scheu von der Seite zu seinem Vater auf. Dieser trug den Kopf zwischen den Schultern nach vorn gesenkt.

Nach einer Weile blieb Gebhardt stehen und sagte:

„Vater, ich kriege den Paul Wilkens doch noch mal!“

„Wird kaum möglich sein, Geh'. Wir müssen fortziehen. Du sollst gleich Herrn Ordinarius Krummstöber Adieu sagen.“

Das Kind schien einige Minuten erstaunt nachzudenken. Kinder werden rasch fertig mit Tatsachen.

„Ziehen wir bald fort, Vater?“

„Ja, mein Junge, morgen schon!“

„Wohin denn, Vater?“

„Mal sehen. Vielleicht an die Nordsee!“

„Oh, das ist fein!“ meinte Gebhardt.

„Nicht wahr? Geh' nur weiter, Gebhardt!“

Die kleinen behenden Schritte stampften munter voraus vor den schweren müden Schritten des grauköpfigen Mannes.

„Dann kann ich Boot fahren, Vater?“

„Ja, mein Junge!“

„Komme ich auch in die Schule?“

„Ja, Geb', noch einige Jahre!“

Einigemal sah sich Gebhardt erstaunt an. Der Vater ging so langsam.

„Vater, Du hast ja keinen Mantel!“

„Laß man, Geb', das schadet nichts!“

So kamen sie an die ersten Häuser von Lotterßen.

Im Untergehen drückte die Sonne Nebel und Gewölk auseinander. Im goldenen Licht blitzte alles auf. Die Schieferdächer glänzten wie polierter Stahl. Aus den Haustüren kamen Kinder gesprungen unter Lärmen und frohem Kreischen. Frauen eilten mit Körben am Arm zum Einkauf über das holperige Pflaster.

„Vater, horch' mal!!“ rief Geb' stehenbleibend.

„Was denn?“

„Wie die Leute schreien!!“

Wirklich, aus der nächsten Querstraße kamen Weiber und Kinder schreiend geflüchtet und stürzten in die Haustüren. Dahinter wieder Lärm und Geschrei!“

„Halt den Bull, halt den Bull!“

Da schoß jemand in mächtigen Sprüngen an Gebhardt vorüber — sein Vater! Und dort um die Ecke kam der Stier, die Nase fast am Pflaster. An dem um die kurzen Hörner befestigten Strick hing ein Fleischergefelle, der nicht loß ließ und den der scheu gewordene Bulle schleifte.

Gebhardt schrie auf mit seiner hellen Stimme.

Sein Vater hatte mit beiden Händen die Hörner des Tieres umklammert. Einen Augenblick war es, als stutzte das wütende Tier, dann aber tobte es weiter, den Hauptmann mit sich schleppend und zu Boden reißend mit dumpfem Brüllen und Stampfen! Leute, Männer, die hinter dem Bullen drein gewesen waren, sprangen nun hinzu. Blichschnell war das Tier gefesselt.

„Is er tot?“ fragte einer. „Der hat was weg!“



Futter im Pferdestall.
Nach dem Gemälde von Giuseppe Gabani.

Zwei Männer faßten an und trugen den Hauptmann Tomasius in die nächste Hausflur.

„Vater, Vater!“ schrie Gebhardt. Er kniete auf den harten Fliesen, und seine angsterfüllten Blicke suchten das Auge des Vaters.

„Hol' einer 'nen Doktor!“ rief eine Frau.

Da öffnete Hauptmann Tomasius die Augen.

„Papa, wo tut's weh?“

„Ich — ich brauche keinen Doktor mehr!“

Er atmete einigemal mühsam; einige Blutstropfen traten auf die bleichen Lippen.

Seine Augen ruhten auf Gebhardts Gesicht, das sich über ihn beugte, als wollte er das Bild des Kindes in sein Gedächtnis aufsaugen für die Ewigkeit.

Dann begann er langsam mit einem müden Lächeln:

„Sag' Paul Wilkens — Dein Vater — ich sei nicht feig — hörst Du — nicht feig, mein kleiner tapferer Geb'!“

Seine Stimme versagte. Die Augenlider sanken langsam herab, und Gebhardt legte still den blonden Kopf auf die Brust des Vaters.

Die kleinen tapferen Kinderhände zerrten an der Hand eines Toten, der nicht feig war — nein, das war er nicht!

Volkstümliches aus dem Zürcher Unterland.

Von Gottlieb Binder, Kilchberg.

(Schluß.)

2. Vom Aberglauben.

Wer über den Aberglauben des Landvolks schreiben will, muß seine Jugend auf abgelegenen Dörfern zugebracht haben und selbst als echtes Kind des Volkes aufgewachsen sein. Vor Leuten mit höherer Bildung, überhaupt vor Fernerstehenden verbirgt das Volk mit mißtrauischer Verschlossenheit seine alten, geheimnisvollen „Schätze“, aus Furcht, sie könnten der Lächerlichkeit oder der Entweihung ausgesetzt werden.

Die Tage waren ehemals genau bestimmt, an denen man schröpfen und purgieren mußte. Denn dieser Zeitpunkt richtete sich eigentümlicherweise nicht nach dem Stande der Krankheit, sondern nach dem Mond, und es war gar nicht ungewöhnlich, daß man — und schien es noch so dringlich — nicht zu Ader ließ, wenn nicht der richtige Tag dafür war. Zum ersten Aufstehen vom Krankenbett oder zum ersten Ausgang mied man Mittwoch und Freitag. In diesen Tagen hätte ehemals auch niemand gewagt, Hochzeit zu halten. Regnet es am Pfingstsonntag, so erwartete man, es werde nun auch an sieben aufeinanderfolgenden Sonntagen regnen. „Regnet's aber am Vitustag, so regnet es gern drißig Tag,“ hieß es. Begegnete ein Leichenzug einem Fuhrwerk, so gab es nach dem Glauben der Leute bald wieder